

Wochen-Rundschau.

Dr. P. Ritter der stillen Woche und den parlamentarischen Osterferien ist auch in unsere innere Politik eine gewisse Stille eingekehrt, die angesichts der gespannten politischen Lage freilich als eine Stille vor dem Sturm bewertet wird. Während dieser Zeit des notwendigen Waffenstillstandes hat sich wieder einmal eine lebhafteste Erörterung über den Termin der Reichstagswahlen entsponnen, wobei dasjenige Blatt einen Rekord erzielt hat, welches der Regierung die Absicht zuschob, das Leben des schon recht altersmüden Reichstags soweit zu verlängern, daß er sogar den Etat für 1912 noch erledigen könne. Diefem abenteuerlichen Gedanken ist alsbald ein offizielles Dementi entgegengestellt worden, aber das Käsefestspiel, „wann finden die Reichstagswahlen statt?“, wird unterdessen mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt.

In Oesterreich sind die Parteien bereits mit den Vorbereitungen zu der großen Wahlschlacht beschäftigt, die über die Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses entscheiden soll. Das jetzt aufgelöste Parlament, welches das erste auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes gewählt war, hat die Hoffnungen nicht erfüllt, die man an dies Volkshaus geknüpft hatte, und eben deshalb, weil die meisten Versprechungen, die in dem Wahlkampf von 1907 eine Rolle gespielt hatten, eben Versprechungen geblieben sind, ziehen im Grunde alle Parteien mit erster Sorge in den Wahlkampf. Aber auch das Kabinett Wienert, welches zunächst mit Hilfe des berüchtigten § 14 fortwurstelt, dürfte hangend und bangend in schwebender Pein die Frage an das Schicksal stellen, ob ihm in diesem wilden Kriegestanze der Parteien und Nationalitäten das Waffenglied trenn bleiben wird.

Das Kabinett Asquith in England hat wenigstens schon eine Runde in dem Hindernisrennen um den Preis der Vetobill mit Erfolg zurückgelegt. Trotz der von den Konservativen angewandten Verschleppungstaktik hat das Unterhaus die erste Klausel der Parlamentsbill in einer Referendardauer Sitzung zur Annahme gebracht, und es hat sich dabei gezeigt, daß die Regierung auf ihre alte, aus den Liberalen, den Arbeiterparteiern und den Freen bestehende Mehrheit zählen darf. Aber so sicher Asquith auf die Annahme der Vetobill im Unterhause rechnen kann, so ungewiß ist es, nach wie vor, welches Schicksal ihr im Oberhause bevorsteht.

Die englischen Lords lassen eben nicht so mit sich umspringen wie beispielsweise der russische Reichsrat, auf dessen Mißtrauensvotum der Premierminister — um diesen russischen Vorgang auf gut deutsch auszuweisen — gewiß hat. Aber wenn Stolypin auch die jüngste Krisis halbwegs glimpflich überstand, und wenn er über die offene Aufsehung der Duma und sogar des Reichstags zur Tagesordnung übergehen konnte, so scheinen diejenigen, die hinter den Kulissen die Drähte zogen, ihr Spiel noch keineswegs als verloren zu betrachten. Berichte aus Petersburg wollen wissen, daß der Zar über Stolypins Diktatorienpolitik recht ungehalten sei, und so könnte es leicht dazu kommen, daß der Sieger über den Reichsrat unerwartet schnell zu der Erkenntnis kommt, wieh mit, ich habe gesiegt!

Auch auf den Sieg, den das Kabinett Monis über die meuternden Winzer davongetragen hat, hat es keinen Anlaß stolz zu sein, und die leitenden Männer in Frankreich empfinden wahrlich keinerlei Beugung darüber. Denn wenn auch die Unruhen in der Champagne mit Waffengewalt unterdrückt worden sind, so zeigen doch die immer wieder vorkommenden Zwischenfälle, wieviel Währungsstoß dort zurückgeblieben ist. Auch die parlamentarische Stellung des noch kaum im Sattel sitzenden neuen Ministerpräsidenten hat bei dieser Gelegenheit durch die oppositionelle Haltung des Senats eine starke Erschütterung erfahren, und zu ihrer Festigung hat die Spionage- und Unterschlagungsaffäre im Aus-

wärtigen Amt, zu der sich jetzt noch der umfassende Ordensschwund gefügt, nicht beigetragen. Unter diesen Umständen ist es vielleicht menschlich begreiflich, wenn die französische Regierung die Aufmerksamkeit von diesem inneren Lohndrohohu dadurch abzulenken sucht, daß sie wieder in die marokkanische Karmtrompete löst. Diesen Zweck dienen offenbar die Sensationsnachrichten, welche über die angeblich verzweifelte Lage Mulay Hafids und die Bedrohung der Fremden in Fez verbreitet werden, wobei der Wunsch der Vater des Gedankens ist, denn den Franzosen wäre natürlich ein Vorwand zur Einmischung, der es ihnen gestattete, durch die Maschen der Algerias-akte zu schlüpfen, herzlich willkommen.

Dagegen scheinen die nüchtern denkenden Pankees neuerdings den Geschmach an einer Interventionspolitik gegenüber dem Bürgerkrieg in Mexiko einigermaßen verloren zu haben. Daß es um die Sache ihres Protegs, des greisen Diaz, schlecht bestellt ist, geht daraus hervor, daß er, der sich bisher in der Rolle des eisernen Diktators gefiel, sich jetzt wofol oder übel zu Friedensverhandlungen mit den Rebellen bereit erklärt hat. Und wenn die dem Präsidenten zugeschobenen Abdankungspläne auch noch so entschieden dementiert werden, so könnte sich doch auch hier früher oder später leicht das Wort aus dem „Fiestu“ erfüllen: Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach!

Reichsratswahl.

Der Schnitt, der 1866 das alte Deutsche Reich zerteilte, hat in den beiden Hälften naturgemäß ganz verschiedene Entwicklungsbedingungen geschaffen. Aber in einem Punkt ist alles beim alten geblieben: Das neue Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn erfreuen sich noch immer des Zwitierzustandes zwischen Absolutismus und Parlamentarismus, der von den Ertrungenschaften des Jahres 1848 als nicht eben stolzer Rest übrig geblieben war.

Im Deutschen Reich haben wir es erlebt, daß trotz vollständiger Veränderung der politischen Situation ruhig mit dem alten Reichstag fortgewurstelt wird, und in Oesterreich regiert man gegenwärtig mit dem sogenannten Paragraphen 14, einer Ertrungenschaft der Contre-Revolution, die es der Regierung ermöglicht, die wichtigsten Geseze ohne Parlament zu erledigen. Die Tatsache, daß der erste Reichsrat, der auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechtes gewählt wurde, der Auflösung verfiel, ist nicht etwa auf einen plötzlichen Anfall konstitutioneller Regungen zurückzuführen, sondern allein auf die leidige Tatsache, daß auch im „Volkshaus“, auf das man so große Hoffnungen gesetzt hat, der nationale Haberd und daß jede vernünftige Arbeit unmöglich macht.

Wetternich, der einstmal als Oratel Europas galt, hat einmal gesagt, die „Stärke“ Oesterreichs bestehe in der nationalen Verschiedenheit seiner Völkerrämme. Die vormärzliche Regierungskunst bestand eben darin, „zu teilen und zu herrschen“. Man freute sich damals in der Dobburg dießlich, wenn die Tscheden der Deutschen, die Deutschen den Ungarn, die Ungarn den Rumänen, die Rumänen den Südslawen, die Südslawen den Italienern das Leben recht sauer machten. Je mehr Volkskraft sich nutzlos verzehre, desto höher stand die Weisheit der regierenden Antistuben im Preis. Heute kommt man selbst in Oesterreich mit dieser Weisheit nicht mehr aus. Im Wettbewer der Völker kann sich keines mehr den Luxus leisten, einen großen Teil seiner Kraft in inneren Kämpfen zu vergeuden. Deshalb will auch die österreichische Regierung das Jhrige tun, um die Grundlage zu einem nationalen Frieden zu schaffen, der dem Staat und den einzelnen Volkerrämmen, der Volkswirtschaft und der internationalen Weltung Oesterreichs gleich notwendig ist.

Bevor dieses Problem gelöst ist, werden die Reichsratswahlen keine ernsthafte Aenderung herbeiführen können. Der Wahlbewegung, aber die man in den Wiener

Blättern alltätlich viele Seiten lesen kann, fehlt jeder einheitliche Zug. Der nationale Kampf vermischt alle sachlichen Gegenstände, nicht um Ideen wird gekämpft, sondern um einzelne Mandate. Selbst die Sozialdemokratie, die sich international nennt, ist durch nationale Kämpfe zerrissen, da der wütende Hochdeutsche Nationalgeist auch in der Arbeiterschaft sich unabweislich geltend macht. So wird wohl das Wahlergebnis durch eine wesentliche Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse bringen, und das alte System des Fortwurstelns, des Ablauens von Staatsnotwendigkeiten durch nationale Jugeständnisse kann weitergehen. Dabei gedeiht der Weizen des Merkantilismus am besten, obgleich in diesem ganz katholischen Land sofort eine antikerikale Mehrheit bestünde, wenn die freireichlichen Deutschen, Tschechen und Italienern sich die Hand reichen würden.

Ein Hoffnungsabild hat sich in letzter Zeit gezeigt: Nach dem Ergebnis der letzten Volkszählung scheint es, daß die Deutschen nicht mehr relativ zurückgehen. Infolge der starken slawischen Auswanderung und des wirtschaftlichen Gedeihens der Deutschen zeigt sich die Mehrzahl zum ersten Mal wieder seit langer Zeit ein Vordringen des Deutschtums. Wenn die Slawen daraus die Lehre ziehen, daß es nie und nimmer möglich sein wird, die Deutschen an die Wand zu drücken, dann ist die Grundlage für einen nationalen Frieden gegeben. Wir wollen hoffen und wünschen, daß das bald der Fall sein wird.

Deutsches Reich.

Ein Ministersturz?

Aus Berlin wird uns geschrieben: Das von Herrn v. Bethmann Hollweg geplante „Lebenswerk“, die Schaffung einer Verfassungsreform für Elsaß-Lothringen, brach schon während des Baues einzustürzen. Aber nicht den eigentlichen Baumeister, den Reichskanzler, soll das wankende Gemäuer unter sich begraben, sondern einen „Handwerker“. Gegen den Staatssekretär im Reichsamt des Innern, den Staatsminister Delbrück, wird in den Amtsstuben an der Wilhelmstraße der Vorwurf erhoben, daß nur sein unaktives Verhalten bei der Beratung des Verfassungsentwurfs für die Reichslande an dem voraussichtlichen Scheitern der Vorlage die Schuld trage.

Staatssekretär Delbrück soll die Karte zu früh gezogen haben, auf der die Gewährung von drei Stimmen für Elsaß-Lothringen im Bundesrat stand. Als die Arbeiten der Reichstagskommission unterbrochen wurden, um dem Bundesrat Gelegenheit zu geben, zu dem kritischen Punkte Stellung zu nehmen, ob dem Reichslande schon jetzt die Befugnis eines vollberechtigten Bundesstaates zu erteilen sei, da trat Staatssekretär Delbrück sofort mit der Ankündigung hervor, daß Preußen damit einverstanden sei, wenn Elsaß-Lothringen drei Stimmen im Bundesrat gewährt würden. Trotz Abtraten des Kanzlers soll es Delbrück gelungen sein, mit seiner Ansicht durchzudringen und somit eine wichtige Kompromißkarte aus der Hand zu geben. Erst bei einer Krisis der Vorlage im Reichstage hätte Delbrück das große Zugeländnis machen dürfen, um den Entwurf in den sicheren Hafen zu bringen.

Durch die Konzeption Preußens wurde bekanntlich ein heftiger Widerspruch des Herrn v. Heubrand und der Konservativen hervorgerufen, der dem ganzen „Lebenswerk“ gefährlich zu werden droht. Denn ohne Zustimmung der Konservativen dürfte die Regierung die Reform nicht durchsetzen wollen. Da der Kanzler seine Stellung hüten will, so scheint es, daß der Staatssekretär von den Trümmern der Vorlage erschlagen werden soll. Bisher galt Delbrück stets als der „Minister der glücklichen Hand“, der sich auch der ganz besonderen Huld des Kaisers erfreute. Ob Delbrücks eventueller Abtritt auch mit der Abberufung Hills und den mißlichen Kaliberhandlungen mit Amerika in Verbindung zu bringen ist, darüber kursieren ebenfalls Mutmaßungen. Auch nennt man den preussischen Landwirtschaftsminister v. Schorlemer Mst bereits

Eitelkeit ist eine schöne Wiege für Ermachene.
Gerhart Hauptmann.

Theater.

Roman von Ernst Georg.

38

(Fortsetzung.)

Kapitel IV.

„Ich habe für Dich eingereicht. Hole Dir Dein Bilet eine Viertelstunde vor Anfang der Vorstellung, lieber Bruder! Wenn es ein Erfolg wird, bleiben wir alle nachher bei Pfordie zusammen. Herzlichen Gruß — Kenne.“

Diesen klüchtigen Brief hatte ein Dienstmann Doktor Weltner ins Krankenhaus gebracht, wo er dujourierte. Er war selbst auf die mit so vielem Erwarten angefordigte Hohenpremiere, von der seit Tagen in den Zeitungen und überall die Rede war, höchst gespannt. Und unmerklich schlug auch sein Herz wie bei seinem eigenen Examen höher, wenn er bedachte, daß seine leibliche Schwester die Hauptrolle darstellte. Seit zwei Tagen war Kenne nicht mehr zu gebrauchen. Sie aß kaum, schlief gar nicht und grübelte ununterbrochen über die Ausgestaltung der fast pathologischen, unbegreiflichen Hedwin nach. — Heute früh hatte er sie, trotz Winterälte und Schneesturm, an der Außen-
mer getroffen.

Kenne glühte, ihre Augen leuchteten feberisch: „Weh weiter, Paul, laß mich“, hatte sie gebeten, „ich kann jetzt nicht Unterhaltung machen.“

„Hast du etwa Angst?“ hatte er überzhaft gefragt. „Wahnsinniger! Das ist das Lampenfieber! Darüber komme ich leider nie fort. Und heute ruht doppelte Verantwortung auf mir, ich muß einen blutlosen und unheimlichen Schemen zum Menschen, womöglich zum sympathischen, machen. Denke doch die herrliche Aufgabe! Und die —“ Damit war sie fortgestürzt.

Paul hatte das Zusammenschlagen ihrer Zähne, das Beben ihrer Wieder beobachtet und ihr erstaunt, lospfeifend nachgesehen. In der letzten Zeit war es ihm doch aufgegangen, daß der Schauspielberuf kein Luxus, keine

Spielerei war, sondern eine ernste, schwere Tätigkeit, die den ganzen Menschen ergreift und ausfüllt. — Die strenge Disziplinierung, die militärisch straffe Zucht und Pünktlichkeit solch einer Künstlerkaste, das gehorsame Hügen unter Regie und Direktion imponierte ihm. Das Erlernen der Rollen, die vielen Proben und die Kraftaufwendungen für die abendliche Darstellung waren kein Spiel zu nennen! — Es wurde Paul beinahe unbegreiflich, daß er diese nicht zu unterdrückende Leidenschaft der Schwester zur Bühne einst für nichts weiter als Eitelkeit, Hang zu Leichtsin und Faulheit genommen. Kein, er sah, wie sie oft bis zur Erschöpfung arbeitete. —

Allmählich lernte er auch verstehen, daß diese Frauen, die er so verächtlich mit dem Worte „Komödiantinnen“ abgefunden, anderen Versuchungen ausgesetzt sein mußten als die Damen der bürgerlichen Berufe. Dieses ewige Zuschauensehen, dies beständige Erhitzen des Blutes durch Darstellung vorgeschriebener Gefühle, diese nahe Berührung mit dem anderen Geschlecht mußten notgedrungen freiere Umgangsformen und alles andere nach sich ziehen. Nur ganz kalt berechnende oder gänzlich phlegmatische Naturen konnten etwaigen Ansetzungen ruhig standhalten. Und zu beiden gehörte Kenne nicht! Mit dem wachsenden Begreifen reifte seine Zuneigung für die ältliche Schwester, die er bisher wie eine Fremde und beinahe Mißratene angesehen!

Paul Weltner hatte eigentlich bis zwölf Uhr Dienst in seinem Krankenjaal, aber ein Kollege sprang lebenswichtig für ihn ein und übernahm seine Tätigkeit. So war er frei und begab sich, elegant und peinlich poigniert wie stets, in das Theater. —

Der Platz, den man ihm bewilligt, lag mitten im Parkett. Das Haus war bis zum letzten Stuhl ausverkauft. Alle Hamburger, die sich zu den vornehmen und literarischen Kreisen zählten, waren vollzählig erschienen. Es herrschte richtig, aufgeregte Premierenstimmung. In einer Loge oben sahen mehrere ihm bekannte, nicht beschätzte Künstler. Darunter, ganz nah an der Brüstung, in auffallendster Eleganz, mit funkelnenden Juwelen beladen, sah die Raine Milli Fey und betrachtete das Publikum

durch ein wahres Wunder von Opernglas, dessen langer Stiel mit Brillanten besetzt war. Als sie ihn erkannte, nickte sie Paul kameradschaftlich zu. Dann wandte sie sich zu dem neben ihr sitzenden hageren Herrn, den Typ des blasierten Lebefänglings, und zeigte ungeniert auf ihn. Augenscheinlich erklärte sie seine Beziehungen zu Kenne. Denn eine Sekunde erhob der matte Mann sein Glas und sah ihn klüchtig an.

„Da sitzt ja die reizende Fay mit ihrem Freunde!“
„Er soll ihr neulich eine Kette für zwanzigtausend Mark geschenkt haben!“

„Was macht das für den Millionär aus?“ erwiderte die eine Dame leise. Beide saßen vor Doktor Weltner, und da sie richtige Routinierten schienen, jeden kannten und über jeden meditierten, so lautete er unwillkürlich ihrer Unterhaltung.

„Klüglich erdacht er heutig.“
„Ist denn der Verehrer von der Weltner noch nicht da?“ begann die eine wieder, „der wird doch nicht fehlen, wenn sie solche Bombenrolle spielt?“

„A bewahre, der kommt ja immer erst, wenn es angefangen hat. Da, sich doch, sein Geplag ist noch leer. — Vorhin wurde schon ein Kiesenarrangement aus Kisten nach hinten geschleppt. Und der Vorbertrag wird auch noch kommen.“

„Warum sie ihn nicht heiratet? Die Wille in Aktienhorst ist doch nicht zu verachten?“

„Zgittigkeit, so 'nen Alten wird doch unsere Weltner nicht nehmen!“

„Aber er ist doch Senator!“
„Trotzdem, er soll sie doch abjolut heiraten wollen!“

„Bielleicht hat er das gar nicht nötig!“
„Awei, Laife, die Weltner ist doch anständig“, lautete die Antwort, „wenigstens hat man nie etwas gehört.“

„Sie ist vielleicht bloß vorsichtiger!“
„Nein, nein! Auf dem Waisenbasar habe ich eine halbe Stunde mit ihr geplaudert, sie macht den Eindruck einer vornehmen Dame.“

(Fortsetzung folgt.)